



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

ANN LECKIE

DER
RABEN
GOTT

Aus dem Englischen
von Michael Pfingstl

Klett-Cotta

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Raven Tower«
im Verlag Orbit, an Imprint of Little Brown Book Group, London

© 2019 by Ann Leckie

Für die deutsche Ausgabe

© 2024 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: © Klett-Cotta

unter Verwendung der Daten des Originalverlags,

Abbildung: © Deborah Pendell/Arcangel

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solution, Nördlingen

Illustrationen: VladimirCeresna/shutterstock.com, In Art/shutterstock.com,

Potapov Alexander/shutterstock.com, Net Vector/shutterstock.com

Karte: © Tim Paul

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-96602-2

E-Book ISBN 978-3-608-12292-3

ES WIRD



EINE



ABRECHNUNG



GEBEN.



Karte von
Ard Vusktia und Vastai



Nördlicher Ozean



Der hohe Norden

Ard Vusktia

Vastai

IRADEN

TEL-TERRITORIUM

nach Xulah





Schultermeer

Der Stille Wald

Als ich dich das erste Mal sah, kamst du zu Pferde zwischen den Bäumen hervor. Du rittest an den hohen, glupschäugigen Opferpfählen vorbei, die die Grenze des Waldes markierten, dein Pferd ging im Schritt, und neben dir ritt Mawat, den ich bereits kannte: groß und breitschultrig, die langen Haare zu Dutzenden Zöpfen geflochten, die von einem breiten, mit ziselierten Federn verzierten Goldreif zusammengehalten wurden. Sein dunkelgrauer Mantel war mit blauer Seide gesäumt, und seine Unterarme waren mit weiterem Goldschmuck behangen. Er lächelte vage und sagte etwas zu dir, doch seine Augen waren auf die kleine Halbinsel vor euch gerichtet, auf die Festung von Vastai, eine von einer blassgelben Kalksteinmauer eingefasste Ansammlung zwei- und dreistöckiger Gebäude mit einem runden Turm am Meeresaum, die immer noch etwa zwölf Meilen entfernt war. Vor der Festung, durch eine Böschung und einen Graben abgegrenzt, erstreckte sich eine kleine Stadt. Über den wenigen Schiffen im Hafen von Vastai kreisten Möwen, wie auch über dem grauen, vom Wind weiß gefleckten Meer, auf dem hier und da ein Segel zu sehen war. Auf der anderen Seite der Meerenge konntest du die weißen Steinbauten von Ard Vuskta und die weit zahlreicheren Schiffe in dessen Hafen erkennen.

Mawat – und Vastai – kannte ich, aber dich hatte ich noch nie gesehen, also schaute ich genauer. Du warst kleiner und schlanker als Mawat. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn nicht, denn die

Festungsbewohner von Vastai essen so viel besser und regelmäßiger als die Bauern, von denen du wahrscheinlich abstammst. Du trugst dein Haar kurz geschnitten, ein Armreif und der Griff des Messers an deinem Gürtel waren das einzige Gold an dir. Deine Hose, dein Hemd, deine Stiefel und dein Mantel waren einfach, aber solide, alles in matten Grün- und Brauntönen. Der Griff deines Schwertes bestand aus mit Leder umwickeltem Holz, ohne Verzierungen, und obwohl dein Pferd nur im Schritt ging, saßest du steif im Sattel, was daran gelegen haben mochte, dass du früh geweckt worden und nun seit drei Tagen unterbrochen unterwegs warst – Pausen hattet ihr nur gemacht, wenn die Pferde sie brauchten. Zudem hattest du wahrscheinlich nur wenig Erfahrung im Reiten gesammelt, bevor du Soldat geworden warst.

Mawat sagte: »Wie es scheint, sind wir gut vorangekommen, und das Instrument weilt noch unter uns. Andernfalls wäre der Turm schwarz beflaggt, und auf dem Hof würde jetzt reges Treiben herrschen. Aber selbst wenn es so wäre, hätten wir keinen Grund zur Eile. Es wäre leichter für dich – und die Pferde –, wenn wir weiter im Schritt reiten, denke ich.« Und dann, wegen des Ausdrucks auf deinem Gesicht: »Was ist?«

»Ich ...«

Du holtest tief Luft. Es war klar, dass du ihm weit mehr vertrautest als vielen anderen auf dieser Welt, denn sonst wärest du gar nicht erst an seiner Seite geritten, wie ich stark vermute. Du schienst außerdem zu dem Schluss gekommen zu sein, dass er dir ebenfalls vertraute, auch wenn sein Vertrauen in dich weit gelassener gewesen sein dürfte als deines in ihn, wo er doch so viel Macht über dich hatte und du keine über ihn.

»Mein Lord, normalerweise ... redet man nicht über diese Dinge.«

Nein, das tat man nicht, nicht einmal in Vastai. Der Statthalter des Raben allerdings schon, sein Erbe und der engste Familien-

kreis ebenfalls. Und die Dienerschaft natürlich; die Dienerschaft wird allzu oft vergessen.

»Ich habe nichts verraten, was niemand wissen darf«, erwiderte Mawat. »Oder etwas Unziemliches gesagt.«

War es seltsam für dich, ihn so unbekümmert reden zu hören, wo der Tod seines Vaters so kurz bevorstand? Denn der Tod des Statthalters von Iraden ist die notwendige Konsequenz, wenn das Instrument stirbt ...

Und als Erbe würde Mawat den Platz seines Vaters einnehmen und sich verpflichten, mit dem nächsten Instrument ebenfalls zu sterben.

Das gemeine Volk hatte weniger unter der Amtszeit von Mawats Vater zu leiden gehabt, als es hätte sein können. Das heißt nicht, dass er großzügig gewesen wäre oder die Bauern unter seiner Herrschaft glücklicher gewesen wären als sonst. Aber es hätte schlimmer kommen können, und da ein neuer Statthalter stets eine unbekannte Größe ist, wünschten die Iradeni Mawats Vater, wenn sie denn von ihm sprachen, vor allem lang anhaltende Gesundheit. Und für jemanden, der so jung ist wie du, bedeutet das schon ein ganzes Leben lang.

Ihr beide rittet eine Weile schweigend dahin, Schafe sprenkelten die Wiesen links und rechts der Straße, hoch über euren Köpfen jagten zwei Raben wie schwarze Erscheinungen über den blauen Himmel.

Mawats Stirn lag in Falten, als er sagte: »Eolo.«

Du sahst ihn an, auf der Hut. »Mein Lord.«

»Ich weiß, ich habe versprochen, meine Nase nicht in Dinge zu stecken, die mich nichts angehen, aber wenn ich einmal Statthalter sein werde, kann ich um Dinge bitten. Ich meine, das kann jeder, aber die Frage ist, ob der Rabe auch zuhört, und es ist immer ein Preis zu bezahlen. *Mich* wird der Rabe anhören, und mein Preis ist bereits bezahlt – oder wird es sein. Ich könnte ihn um einen

Gefallen bitten, der Rabe ist ein mächtiger Gott und könnte dafür sorgen ... dass du ...« Mawat machte eine vage Geste. »... dass du sein kannst, wer du bist.«

»Ich bin bereits, wer ich bin«, schnauztest du. »Mein Lord.« Und nach kurzem Schweigen: »Das ist nicht der Grund, weshalb ich hier bin.«

»Nein, ist es nicht«, bestätigte Mawat gekränkt, dann besann er sich und lächelte entschuldigend. »Sondern aus einem anderen Grund. Du bist hier, weil ich dich aus dem Bett in den Sattel befohlen habe, obwohl du kein guter Reiter bist, und jetzt sitzt du seit drei Tagen im Sattel, ohne zu klagen, und ich weiß, dass du inzwischen wund sein musst.«

Nach einer Weile erwidertest du: »Ich weiß nicht, ob ich das wollen würde.«

»Nein?«, fragte Mawat überrascht. »Warum nicht? Es wäre viel bequemer für dich, oder etwa nicht? Du müsstest dich nicht mehr einwickeln, nichts mehr verstecken.« Und als du nicht reagierst, fügte er hinzu: »Ah, jetzt bin ich wohl doch zu neugierig.«

»Ja, mein Lord«, bestätigtest du angespannt, aber ruhig.

Mawat lachte. »Dann höre ich wohl besser auf damit. Aber wenn du dich umentscheiden solltest, dann ...«

»Ja, mein Lord«, sagtest du, dein Tonfall immer noch angespannt. Den Rest des Weges legtet ihr schweigend zurück.



Im Vergleich zu Städten wie Kybal, aus dem die Seide für Mawats Umhang stammte, oder dem weit entfernten Therete, von dem wahrscheinlich niemand in Iraden je gehört hat, ist Vastai klein. Oder erst Xulah, jener Stadt der Eroberer im heißen und trockene-

nen Süden. Ja selbst im Vergleich zu Ard Vuskta auf der anderen Seite der Meerenge ist Vastai kaum mehr als ein großes Dorf.

Du folgtest Mawat durch die engen gepflasterten Straßen. Menschen in selbstgefärbten Grün- und Brauntönen, aber auch ein oder zwei, die feinere Kleider trugen, wichen euch aus, drückten sich stumm an die gelben Kalksteinmauern und blickten zu Boden. Dir fiel es nicht auf, aber die Straßen waren viel leerer, als sie es angesichts des für die Jahreszeit warmen Tages und der Zahl der Boote im Hafen hätten sein müssen.

Auch Mawat schien nichts zu bemerken. Ich glaube, er war schon innerlich angespannt gewesen, seit ihr den Wald verlassen hattet, auch wenn er es verbarg. Und jetzt, so schien es mir, spitzte sich die Anspannung zu, während seine Gedanken sich unweigerlich dem zweiseitigen Zweck der Reise zuwandten: seinen Vater sterben zu sehen, um dann in seine Fußstapfen zu treten. Er hielt weder an, noch wurde er langsamer oder drehte sich auch nur um, um sich zu vergewissern, dass du ihm folgtest. Er ritt einfach weiter die Hauptstraße entlang, über den großen gelb gepflasterten Platz vor den breiten Festungstoren und dann unbehelligt durch das Tor auf den Innenhof.

Der Platz war mit demselben gelben Stein gepflastert, der in ganz Vastai verwendet wurde. Das Haupthaus, lang und niedrig, die Küche dahinter, die Ställe und Lagerräume, mehrere zweistöckige Gebäude mit Schreibstuben und Wohngemächern, in der Mitte der Brunnen, jenes breite Steinbecken mit dem gemauerten Sims darum herum, und natürlich der hoch aufragende runde Turm – alles aus dem gleichen gelben Kalkstein.

Ein Rabe stieß herab, um sich auf deinem Sattelknauf niederzulassen, und du schrecktest auf.

»Keine Angst«, sagte Mawat. »Das ist er nicht.«

Der Rabe machte ein zirpendes Geräusch. »Seid gegrüßt«, sagte er, »seid gegrüßt.«

Während du den Vogel anstarrtest, stieg Mawat ab. Diener eilten herbei, um ihm sein Pferd abzunehmen. Er hob den Blick und bedeutete dir, es ihm gleichzutun, damit die Diener auch dein Pferd übernehmen konnten.

»Freust du dich, aus dem Sattel zu kommen?«, fragte er mit einem gut gelaunten, wenn auch ein wenig gezwungenen Lächeln.

»Ja, mein Lord«, antwortetest du mit gerunzelter Stirn. Der Rabe blieb ruhig sitzen, während die Diener dein Pferd wegführten.

Wie mir schien, hattest du gerade eine Frage stellen wollen, da stach dir ein Wirbel aus grüner und roter Seide ins Auge. Du drehtest den Kopf und sahst eine hochgewachsene Frau vorbeischreiten. Sie trug einen Korb mit gekämmter Wolle auf dem Kopf. Die in ihre Zöpfe geflochtenen Gold- und Glasperlen schwangen klickend hin und her, glänzend auf ihrer braunen Haut.

»Oho«, sagte Mawat und beobachtete, wie du sie beobachtetest, während ihr Rocksäum sich im Takt ihres lebhaften Gangs bauschte. »Jemand scheint deine Aufmerksamkeit erregt zu haben.«

»Wer ist die Dame?«, fragtest du. Und dann, vielleicht um dein Unbehagen zu verbergen: »Sie ist sehr ...« Du wusstest nicht, wie du den Satz beenden solltest.

»Das ist sie«, bestätigte Mawat. »Ihr Name ist Tikaz. Sie ist Radihaws Tochter.«

Du kanntest den Namen, wahrscheinlich hatte Mawat ihn schon mehr als einmal genannt, seit du in seinen Diensten warst. Außerdem hatte wahrscheinlich so gut wie jeder in diesem Land schon einmal von Lord Radihaw gehört, dem ranghöchsten Berater des Statthalters und wichtigsten Mitglied des Rates der Weisungen. Er war zweifellos einer der mächtigsten Männer in ganz Iraden.

»Oh«, sagtest du nur.

Mawat prustete amüsiert. »Wir sind mehr oder weniger seit

unserer Kindheit befreundet. Ihr Vater hat die Hoffnung nie aufgegeben, dass ich sie heirate oder zumindest schwängere, damit er einen Enkel auf die Bank des Statthalters setzen kann. Um ehrlich zu sein, hätte ich auch gar nichts dagegen, aber Tikaz ...« Er wedelte mit der Hand, vielleicht um einen Gedanken zu verscheuchen. »... tut, was immer ihr beliebt. Lass uns in den Saal gehen und sehen, ob wir ...«

Er wurde von einem Diener im lockeren schwarzen Überwurf eines Turmwächters unterbrochen. »Lord Mawat, wenn es mir erlaubt ist«, sagte der Diener mit einer Verbeugung. »Der Statthalter wünscht Eure Anwesenheit.«

»Natürlich«, antwortete Mawat mit leicht gezwungener Freundlichkeit.

Du legtest die Stirn in Falten, doch dann, wohl wissend, dass du hier in Vastai auf jedes Wort und jede Geste achten musstest, setztest du ein ganz und gar höflich-harmloses Gesicht auf.

»Komm mit«, sagte Mawat knapp. Es war weder eine Frage noch ein Angebot. Er wartete auch nicht auf deine Antwort, sondern drehte sich um und schritt über die blassgelben Steine des Turmhofs. Und natürlich folgtest du ihm.



Der Rabenturm ist eigentlich nur im Vergleich zu den Gebäuden um ihn herum ein richtiger Turm. Er steht an der äußersten Spitze der winzigen Halbinsel, auf der die Festung von Vastai erbaut ist: drei breite, runde Stockwerke aus gelblichem Stein mit einer Brüstung auf dem Dach. Im fensterlosen Erdgeschoss gibt es einen einzigen breiten Eingang, durch den du Mawat folgtest. Die Wachen sahen ihn nicht an und rührten sich auch nicht, als ihr eintratet.

Das Erdgeschoss war mit noch mehr gelbem Stein gepflastert und mit Matten aus geflochtenen Binsen ausgelegt. Die Wache dort hob die Hand, um euch aufzuhalten, aber Mawat ignorierte sie und schritt die Treppe hinauf, entschlossen, aber nicht übereilt, den Blick geradeaus, die Schultern gestrafft.

Du gingst hinter ihm her und warfst dem unglücklichen Wachsoldaten einen Blick zu, vielleicht aus einem gewissen Mitgefühl für sein Dilemma, drehtest dich aber schon nach einem Moment wieder zu Mawat um. Als du die Stufen hinaufstiegst, zeigte sich gelegentlich ein Stirnrunzeln in deinem so sorgfältig ausdruckslosen Gesicht. Du kanntest die in Vastai übliche Etikette nicht, warst nicht mit ihr aufgewachsen und hattest nicht viel Übung darin, auch wenn ich sagen würde, dass du deine Sache recht gut machtest.

Es gibt ein Geräusch im Turm, ein ständiges, kaum hörbares Vibrieren. Nicht jeder nimmt es wahr, aber ich dachte, dass du es vielleicht hören konntest, denn du blicktest auf deine abgetragenen Stiefel, dann auf die Wand zu deiner Rechten und neigtest den Kopf ein Stück, als lauschtest du auf ein Geräusch. Schließlich erreichst du den ersten Treppenabsatz mit dem weiten runden Zimmer dahinter. Mawat betrat es mit drei langen Schritten und blieb abrupt stehen.

Ein Podest. Darauf eine hölzerne Bank, in die ein Wirrwarr aus Figuren, stilisierten Blättern und Flügeln geschnitzt war. Neben der Bank kniete ein Mann in einer grauen Seidentunika mit roten Stickereien darauf. Auf der anderen Seite der Bank stand eine Frau in einem dunkelblauen Gewand, ihr dichtes graues Haar war kurz geschoren. Und auf der Bank selbst saß ein ganz in Weiß gekleideter Mann: weißes Hemd, weiße Hose, weißer Umhang. Es war ein makellooses, unbeflecktes Weiß, das nur durch das Eingreifen eines Gottes möglich ist oder durch die Arbeit von Dutzenden Dienern, die nichts anderes tun als bleichen und waschen.

Zweifellos nahmst du an, dass der Mann auf der Bank Mawats Vater sei, der Statthalter des Raben. Niemand sonst hätte es gewagt, sich darauf zu setzen. Wie jeder Iradeni weiß, ist das – vorausgesetzt, man überlebt – der letzte, endgültige Beweis dafür, dass der Rabe seinen neuen Statthalter akzeptiert hat. Du hattest die Bank noch nie gesehen, aber du erkanntest sie sofort.

Wahrscheinlich konntest du anhand der kantigen Gesichtszüge erraten, wer der kniende Mann war, denn du warst nur wenige Minuten zuvor seiner Tochter begegnet. Und selbst wenn nicht, war dir mit Sicherheit klar, dass es sich um den Lord Radihaw vom Rat der Weisungen handelte, denn wer sonst sollte sich so nahe neben dem Statthalter aufhalten? Damit musste es sich bei der Frau auf der anderen Seite um Zezume von den Stillen handeln. Außerhalb von Vastai sind die Zusammenkünfte der Stillen kaum mehr als eine Gelegenheit zu Tratsch und Völlerei für alte Frauen, doch in ihren Anfangstagen waren sie ein geheimer Religionsbund gewesen. Bis heute werden auf den Versammlungen der Stillen Rituale abgehalten, um Götter zu speisen und zu besänftigen, die schon lange aus Iraden verschwunden sind, und hier in Vastai erfüllen sie eine wichtige Funktion bei den Aufgaben des Statthalters.

Vor dem Podest standen drei Besucher aus Xulah, ihre Beine waren nackt, ihre Umhänge und Tuniken kurz, die Stiefel offen. Eine vierte Person, die etwas vernünftiger in Jacke und Hose gekleidet war, sprach gerade zum Statthalter.

»Nur um die Meerenge zu überqueren, Guter und Großzügiger. Nur diese drei Xulahni, die aus dem fernen Süden auf dem Weg in den hohen Norden sind, und ihre Diener.«

»Das ist eine lange Reise«, bemerkte der Lord Radihaw. »Und im Norden gibt es nichts außer Fels und Eis.«

»Sie wünschen Orte zu sehen, die sie noch nie gesehen haben«, sagte die Person in Jacke und Hose. »Wenn sie genug gese-

hen haben und nicht vorher sterben, werden sie nach Hause zurückkehren und einen Bericht über ihre Reisen schreiben, mit dem sie sich die Hochachtung ihrer Mit-Xulahni zu verdienen hoffen.«

Du beobachtetest die Szene und starrtest abwechselnd den weiß gekleideten Statthalter und die Gruppe halb nackter Xulahni an. Du hattest sicher schon von Xulah gehört, denn hin und wieder gelangen Waren aus Xulah über die Berge zum Volk der Tel, die südlich von Iraden leben. Oder die Waren finden ihren Weg auf ein Schiff, und jedes davon, das vom Schultermeer in den Nördlichen Ozean fährt, muss die Meerenge passieren und dafür Zoll an die Herrscher von Iraden und Ard Vuskta entrichten. Nur deshalb tragen der Statthalter, die hohen Mitglieder der Stillen sowie der Rat der Weisungen Kleidung aus Seide, trinken Wein und essen gelegentlich in Honig eingelegte Feigen.

Auch Mawats Blick war starr – er sah jedoch nicht die Xulahni an, sondern den Statthalter. Er schaute ungläubig zu Radihaw, dann stirnrunzelnd zu Zezume und schließlich wieder zurück zum Statthalter.

»Mawat«, sagte der Statthalter des Raben. »Willkommen zu Hause.«

Mawat erwiderte nichts und rührte sich auch nicht.

Da bemerktest du Mawats Gesichtsausdruck: seinen fassungslosen Blick, als hätte er sich in Sicherheit gewähnt, auf vertrautem Gebiet, um dann ein Messer zwischen die Rippen zu bekommen. Er schien wie gelähmt, unfähig, auch nur zu atmen.

»Dies ist mein Erbe«, sagte der weiß gekleidete Mann auf der Bank über Mawats Schweigen hinweg, während die Xulahni ihn mit mehr oder weniger Interesse musterten.

»Komm zu mir«, fuhr er fort und deutete hinter sich, während Radihaw und Zezume ihn still wie Statuen flankierten.

Als Mawat sich nicht bewegte, wandte der Statthalter seine

Aufmerksamkeit nach einem Moment wieder den Besuchern aus Xulah zu und sagte: »Ich werde über Eure Bitte nachdenken. Kommt morgen wieder.«

Das schien einen der Xulahni zu verärgern und dann, nachdem die Worte übersetzt worden waren, auch die anderen zwei. Sie sahen ihren Dolmetscher fragend an, dann einander. Der dritte wandte sich schließlich an den Statthalter und sagte mit seinem eigenartigen, fremdländischen Akzent: »Wir danken Euch, großer König.«

Aber der Statthalter ist kein König, und das Wort, das der Xulahni benutzte, stammte aus dem Telischen, wie es südlich von Iraden geläufig ist und das auch du beherrscht, wie ich glaube. Schließlich verbeugten sich die drei Xulahni und gingen.

Als sie fort waren, fragte Mawat mit tonloser Stimme: »Was hat das zu bedeuten?«

Einen Moment herrschte Stille – bis auf das allgegenwärtige, kaum hörbare Vibrieren, das mehr ein Gefühl ist, das man durch die Stiefelsohlen spürt, als ein Geräusch.

»Wo ist mein Vater?«, sprach Mawat weiter, als keine Antwort kam. »Und was tust du auf diesem Platz?«

Ah, nun warst du überrascht! Du hattest angenommen, der Mann auf der Bank sei niemand anderer als Mawats Vater, der schon dein ganzes Leben lang Statthalter des Raben gewesen war. Wie hättest du es auch besser wissen sollen?

»Lord Mawat«, begann Radihaw. »Bei allem Respekt, aber vergesst nicht, zu wem Ihr sprecht.«

»Ich spreche zu meinem Onkel Hibal«, erwiderte Mawat mit immer noch gepresster, tonloser Stimme. »Der unerklärlicherweise auf dem Platz des Statthalters sitzt, der allein meinem Vater gebührt. Außer der Rabe ist gestorben und der Statthalter ist ihm bereits in den Tod gefolgt, in welchem Fall der Turm schwarz beflaggt sein müsste und alle in der Festung in Trauer.« Er wandte

sich der blau gekleideten Zezume zu. »Und diese Bank leer sein müsste, bis ich meinen rechtmäßigen Platz einnehme.«

»Es gab einige Komplikationen«, erwiderte Zezume. »Das Instrument starb, nur wenige Stunden nachdem der Bote zu Euch geschickt worden war. Viel früher, als wir erwartet hatten.«

»Ich verstehe immer noch nicht, Mutter Zezume«, beharrte Mawat.

»Komplikationen, ganz recht«, bestätigte der nach wie vor kniende Radihaw. »Ja, das ist die passende Beschreibung dafür.«

»Neffe«, warf Hibal mit einer Stimme ein, die Mawats irritierend ähnlich war. »Ich weiß, wie erschütternd das alles für dich sein muss. Bitte verstehe, dass wir niemals so gehandelt hätten, wenn es eine andere Möglichkeit gegeben hätte. Als das Instrument starb, ließ der Pfleger unverzüglich nach deinem Vater schicken, aber ...« Hibal zögerte. »Er war nicht aufzufinden.«

»Nicht aufzufinden«, wiederholte Mawat.

»Lord Mawat«, meldete Radihaw sich wieder zu Wort, »die einzig mögliche Schlussfolgerung war, dass Euer Vater geflohen ist, anstatt seine vertragliche Schuld zu begleichen.«

»Nein«, widersprach Mawat. »Mein Vater ist nicht geflohen.«

»Er war unauffindbar, Mawat«, beharrte Zezume. »Ich weiß, wie verstörend das ist. Niemand von uns konnte es glauben.«

»Nehmt das zurück«, sagte Mawat, seine Stimme immer noch gepresst, aber gemessen. »Mein Vater ist nicht geflohen.«

»Wir konnten Euren Vater nicht finden«, beharrte Radihaw. »Nicht im Turm, nicht in der Festung und nicht in der Stadt. Also befragten wir den Raben nach seinem Aufenthaltsort – trotz aller Schwierigkeiten, die es bedeutet, zu einem Gott zu sprechen, der noch keinen neuen Körper hat, durch den er antworten könnte, fragten wir den Raben, was geschehen war. Seine Antwort war zweideutig.«

»Wie lautete sie?«, fragte Mawat.

»Sie lautete: *Dies ist unverzeihlich. Es wird eine Abrechnung geben*«, antwortete Radihaw.

»Ihr wart drei volle Tagesritte entfernt, Mawat«, warf Zezume ein.

»Und es gab dringende Angelegenheiten, die die Anwesenheit des Statthalters erforderten.«

»Wie bitte?«, fragte Mawat ungläubig. Er war jetzt sichtlich erzürnt. »Ihr wollt mir sagen, dass ein zerlumpter Haufen zitternder Xulahni die persönliche Aufmerksamkeit des Raben von Iraden erforderte?«

»Du warst zu lange nicht mehr hier, Neffe«, beschwichtigte der in Weiß gekleidete Hibal. »Es ist nur zu unserem Vorteil, wenn wir uns mit den xulahnischen Händlern gut stellen und Zugang zu ihren Gütern haben. Aus ihrem Land kommt mehr als nur Wein und Seide. Xulah hat Waffen und disziplinierte Soldaten, die wir ausleihen oder anwerben können, damit sie uns gegen die Tel zur Seite stehen, die unsere Grenzen im Südwesten bedrängen, wie du sehr gut weißt.«

»Ach, das mächtige Xulah wird uns also aus lauter Güte und Großherzigkeit ein Heer leihen, das danach friedlich wieder über die Berge abzieht?«, höhnte Mawat.

»Sarkasmus geziemt sich nicht für den Erben des Statthalters«, entgegnete Hibal.

»Es wurden keine Schwüre geleistet und keine Abmachungen getroffen«, erklärte Radihaw. »Es wurde nicht einmal verhandelt. Dies ist lediglich eine Vorsichtsmaßnahme, die die Vernunft gebietet. Immerhin obliegt es dem Statthalter, stets vorauszublicken.«

»Fürwahr«, bekräftigte Hibal. »Angesichts der jüngsten Ereignisse solltest du hierbleiben und dich mit den hiesigen Angelegenheiten vertraut machen, denke ich, anstatt wieder zu deinem Grenzposten zurückzukehren. Du brauchst ein besseres Verständ-

nis für die Probleme, denen wir in Vastai gegenüberstehen. Wir haben genug Krieger, um unsere Grenzen vor den wütenden Tel zu schützen. Erben jedoch, habe ich nur einen.«

»Mein Vater ist nicht geflohen«, wiederholte Mawat ein weiteres Mal. »Und du sitzt auf meinem Platz. Ich möchte den Raben befragen, wie das sein kann. Jetzt. Das ist mein Recht.«

Mawat würde dir nicht so stark vertrauen, wie er es tut – ja, er hätte dich gar nicht erst mitgenommen –, wenn du nicht schlau genug wärst, um zu errahnen, was hier vorging. Er hatte sein ganzes Leben lang nur ein Ziel vor Augen gehabt: nach dem Tod seines Vaters auf dieser Bank zu sitzen, über Iraden zu herrschen und dann seinerseits zu sterben, um die Macht des Raben zum Wohle Iradens zu stärken.

Das Amt des Statthalters bringt zahlreiche Privilegien mit sich, außerdem einen Anteil an der Herrschaft über Iraden sowie über Ard Vusktia jenseits der Meerenge, aber all das hat seinen Preis: Zwei Tage nach dem Tod des Instruments – jenes Vogels, der den Gott verkörpert, der sich selbst »der Rabe« nennt – muss auch der Statthalter sterben, als freiwilliges Opfer für den Gott. Kurz danach, während das nächste Instrument noch nicht geschlüpft ist, wird der nächste Statthalter berufen und vereidigt. Dieser Prozess dauert mehrere Tage, aber ein Rabenei, auch wenn es von einem Gott (oder zumindest von *diesem* Gott) bewohnt wird, braucht fast einen Monat, bis es ausgebrütet ist. Genug Zeit also, um alles Nötige zu arrangieren: dass der Statthalter stirbt, wie er es versprochen hat, und dass ein neuer Statthalter bereitsteht, um seinen Platz einzunehmen, bevor das Instrument schlüpft.

Statthalter zu sein, ist eine große Ehre, wenn auch eine nicht sonderlich hart umkämpfte, wie du dir wahrscheinlich vorstellen kannst. Die Ehrgeizigen streben in der Regel eine Position im Rat der Weisungen oder das Amt der Mutter der Stillen an. Positionen mit Macht und Einfluss also, die die eigene Lebensspanne nicht

begrenzen. Die Erben der Statthalter werden praktisch in ihr Amt hineingeboren und von klein auf dazu erzogen, es auszufüllen, genau wie Mawat. Doch von der Macht und den Privilegien einmal abgesehen: Sollten sie sich weigern, das Amt zu gegebener Zeit anzutreten, bleiben ihnen nur sehr wenige Alternativen.

»Wäre dies nicht mein rechtmäßiger Platz«, entgegnete Hibal gemessen, »könnte ich jetzt nicht mit dir sprechen. Hätte der Rabe mich nicht akzeptiert, wäre ich in dem Moment gestorben, in dem ich mich auf diese Bank gesetzt habe. Ich bin dieses Risiko um Iradens willen eingegangen, es gibt keinen Grund, den Gott erneut zu befragen. Du hast eine lange und anstrengende Reise hinter dir, an deren Ende dich dieser Schock erwartete. Ich wollte lediglich sicherstellen, dass du unverzüglich erfährst, wie die Dinge stehen. Geh, mein Neffe und Erbe, iss und ruh dich aus. Wir sprechen bald weiter.«

»Nehmt Euch einen Moment Zeit und denkt nach, Mawat, bitte«, drängte Zezume. »Versteht doch, wir konnten nicht anders handeln, und Ihr seid nach wie vor der Erbe des Statthalters, Ihr habt nichts verloren.«

»Nur meinen Vater«, widersprach Mawat. Und dann noch einmal: »Er ist nicht geflohen.«

Hattest du ihn schon einmal so erlebt? Normalerweise hat Mawat immer ein Lächeln auf den Lippen. Bis zu diesem Zeitpunkt war sein Lebensweg vorgezeichnet gewesen, er hatte all den Respekt genossen und jeden Luxus, den Iraden zu bieten hat. Aber manchmal verbeißt er sich in die Dinge, wird grimmig und unerbittlich und lässt nicht mehr los. So war er schon als Kind.

Wenn du es vorher noch nie erlebt hattest, dann erlebstest du es jetzt. Ich glaube, es hat dich erschreckt oder verängstigt, denn während dein Blick immer noch auf Mawat gerichtet war, wichst du einen Schritt zurück und legtest eine Hand auf die Wand, als müsstest du dich abstützen. Dann drehtest du den Kopf und

starrtest deine Finger an, schließlich deine Füße, als spürtest du das schwache knirschende Vibrieren in den gelblichen Steinmauern.

Konntest du mich hören, Eolo? Kannst du mich *jetzt* hören?
Ich spreche zu dir.



Geschichten sind gefährlich für jemanden wie mich. Denn was ich sage, muss wahr sein, oder es wird wahr gemacht. Und falls es nicht wahr gemacht werden kann – wenn ich nicht über die dazu nötige Macht verfüge oder wenn das, was ich gesagt habe, schlicht unmöglich ist –, muss ich den Preis dafür bezahlen. Ich könnte zum Beispiel mehr oder weniger gefahrlos sagen: »Es war einmal ein Mann, der ritt nach Hause, um an der Beerdigung seines Vaters teilzunehmen und sein Erbe einzufordern, doch er fand die Dinge nicht so vor, wie er es erwartet hatte.« Ich bezweifle nicht, dass dergleichen sich mehr als einmal ereignet hat, seit es Väter gibt, die sterben, und Söhne, die ihnen nachfolgen.

Aber um tiefer zu gehen, müsste ich mehr Details schildern – die konkreten Handlungen konkreter Menschen und deren konkrete Folgen –, und da könnte ich unwissentlich eine Unwahrheit berichten. Daher ist es sicherer für mich, über das zu sprechen, was ich weiß. Oder ich spreche nur in Allgemeinplätzen. Oder ich sage gleich zu Beginn: »Hier ist eine Geschichte, die ich gehört habe«, und übertrage die Verantwortung damit auf den ursprünglichen Erzähler, dessen Worte ich lediglich wiedergebe.

Doch was ist das für eine Geschichte, die ich gerade berichte? Hier ist eine andere, die ich gehört habe: Es waren einmal zwei Brüder, und einer von ihnen wollte haben, was der andere hatte. Er

wandte seinen ganzen Willen auf, um es zu bekommen, koste es, was es wolle.

Hier ist noch eine: Es war einmal ein Gefangener in einem Turm.

Und noch eine: Einmal riskierte jemand sein Leben aus Pflichtgefühl und Loyalität gegenüber einem Freund.

Und hier ist endlich eine, die ich wahrheitsgemäß berichten kann.



Wenn ich zurückblicke, ist meine erste Erinnerung die an Wasser. Wasser über mir und Wasser überall um mich herum, das mit großem Gewicht auf mich drückt. An den gleichmäßigen Wechsel von Dunkelheit und schwachem flackerndem Licht. An fedrige Lebewesen, die wie Blumen im Meeresboden wurzeln, sich in der Strömung wiegen und das Wasser nach den winzigen Organismen absuchen, die an ihnen vorbeitreiben. Fische mit schweren knochengepanzerten Köpfen und Saugmäulern. Krabbelnde Seeskorpione und Trilobiten, Ammoniten mit spindelförmigen Schalen. Ich hatte keine Namen für diese Dinge, wusste nicht, dass das Licht, wenn es denn da war, von einer Sonne kam oder dass es überhaupt etwas außer dem allgegenwärtigen, alles umgebenden Wasser gab. Ich existierte lediglich, ohne Dringlichkeit, ohne Urteil.

Doch selbstverständlich gab es etwas jenseits des Wassers: Luft und Land, kahlen Stein – außer dort, wo er von Moos bewachsen war – und winzige, blattlose Pflanzen. Später kamen Bäume und Farne hinzu und krabbelnde Kreaturen mit Außenskeletten, Skorpione, Spinnen und Tausendfüßler und schließlich sogar Fische, die aus dem Meer an Land krochen. Ich jedoch verspürte keinen

Drang, mich zu bewegen oder auf Erkundung zu gehen. Ich hatte keine Fragen.

Ich halte es für wahrscheinlich, dass ich schon lange vor diesen ersten Erinnerungen existierte. Aber ich kann es nicht mit Sicherheit sagen.

Irgendwann, nach einem Erdbeben, das den Meeresboden unter mir erschütterte und das ruhige Wasser um mich herum, gefolgt von einer langen Zeit in kalter Dunkelheit, verschwanden die Trilobiten. Die knochengepanzerten Fische verschwanden ebenso und überließen den Fischen mit Kiefern und Schuppen die Herrschaft. Lange danach – ich weiß nicht, wie lange, ich habe nie versucht, die Zeitspanne zu messen, aber nach dem zu urteilen, was ich seitdem gelernt habe, muss es sehr, sehr lange gewesen sein – wurde das Wasser immer weniger, bis ich mich schließlich, ohne mich bewegt zu haben, auf dem Trockenen wiederfand. So bekam ich endlich eine Ahnung, eine vage Vermutung, dass ich nicht allein im Universum war, dass es auch noch andere Wesen wie mich gab.

In diesem neuen und (für mich) trockeneren, landgebundenen Zeitalter wimmelte es von krabbelndem Getier: Amphibien in allen Größen, gedrungene, Reptilien, die mit schnabelartigen Mäulern die vielen Farne und Schachtelhalme abweideten. Riesige langschnäuzige und langzahnige Raubtiere. Kleine zweibeinige Jäger, die mich an Vögel erinnern hätten, wenn es schon Vögel gegeben hätte, außerdem kleine haarige, beinahe hundeähnliche Tiere, doch auch Hunde gab es noch nicht.

Ich war nicht wie diese Wesen, genauso wenig, wie ich wie die Fische oder die Trilobiten gewesen war. Und als ich die ersten anderen Götter sah, wie sie durch die Hügellandschaft stürmten, in der ich lag, erkannte ich sie nicht. Ich spürte, wie die Erde bebte, wie die Luft trocken wurde und kalt und dann plötzlich heiß und feucht. Bäume schaukelten, schwankten und wurden umgeworfen. Ein Felshang in meiner Sichtweite brach ab und stürzte zu Tal.